Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 12

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637457

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12
XV. Jahrgang

Bern
21. März 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Im Tram.

Von Johanna Siebel.

Der Abendsonne Strahl berührte schon die Welt, und in die Gassen
Strömte das Volk, das Werkstatt und Fabrik aufatmend
In frischer Luft das müde Auge weitend, [lust verlassen,
Dem Feierabend sich entgegenbreitend
Und von ihm heischend, alle Last zu mindern. —
Müd in den Tram stieg eine Mutter mit zwei Kindern,
Die, auf dem Weg von ihrem Arbeitsort,
Sie abgeholt im nahen Kinderhort,
Dem sie, als kühl der Vorlenzmorgen graute,
Die zarten Kleinen sorglich anvertraute,
Damit sie selber freier könne schalten,
Durch ihrer Hände Fleiß die Kinder zu erhalten;
Der Mann war fern. Allein trug sie die Last,
Und manche Stunde sah verzagt sie fast.
Ein Alltagslos. — So jung war noch der Mund,
Der diese Auskunft gab auf Fragen kund.
Und als die Nachbarin voll Mitleid meinte:
„Ihr werdet froh sein, daß euch nun vereinte
Der Abend wieder mit den beiden Kleinen!"
Da sprach sie bloß: „Ach Gott, das will ich meinen!"
Und inniger erglomm ihr Angesicht,
Im dunklen Blick erblühte warm ein Licht.
Sie nickte nieder auf den kleinen Knaben
In ihrem Schoß: „Wir Arbeitsfrauen haben
So wenig nur von unsern Kindern; acht Stunden sind gar [lang!"
Die junge Stimme klang erinnerungsbang
Wie sie dies sagte. Sie seufzte auch ein wenig; doch dann rückte
Die Kinder besser sie zurecht, und drückte
Inniger an sich die reinen Wesen,
Als könne so ihr Herz von vielem Gram genesen.
Mehr zu sich selbst sprach sie alsdann: „Die Pflichten,
Die eigenen daheim, die möchte man doch auch nach bester Kraft verrichten!"
Wie sie so muttergütig auf die Kleinen schaute,
Wob die Abendsonne um das traute
Bild im Tram und um den blonden Scheitel
Des Weibes einen Kranz von eitel
Gold. In dem nüchtern alltäglichen Raum
Leuchtete es wie ein Himmelstraum,
Der die Herzen rührte. — Eine Frau, die in der Ecke saß,
Ob dem Schauen alles rings vergaß.
In den Korb an ihrer Seite senkte sie die Hände,
Griff nach weißem Brot und goldner Frucht. Die Spende
Reichte gebefroh mit Demutsinn
Lächelnd sie dem armen Weibe hin.
„Nehmt dies!" bat sie, und sie gab dem Knaben,
Gab dem Mädchen auch die milden Gaben,
Wollte immer neu sich ganz verschenken,
Freude in dies Mutterherz zu senken;
Diese Augen, die zu vielen Malen
Trüb geschaut, die sollten heute strahlen.
Und wunderbar, wie dies so schlicht geschah,
Da fühlten sich im Tram urplötzlich alle nah,
Da fühlte jede Hand beglückt sich mitbeschenkt,
In jedes Herz ward da klar auch ein Glanz gesenkt,
Weil mit der Allgewallt des echten Gebens,
Sich offenbarte hier der Sinn des Lebens.
Der Sinn des Lebens aber und der Ordnung ist,
Daß nie der Stärkere des Schwächeren vergißt,

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 12

Wir hätten dableiben können, wenigstens einer von uns. Sie hatte aber die Heiratsfalle schlecht eingestellt. Keiner von uns ging ihr hinein. Als der Winter kam, zogen wir fort, wenn sie schon den Kopf in die Schürze steckte und die Augen trocknen mußte. Sie versprach uns goldene Berge, wenn wir blieben, aber keinen von uns gelüstete es, sich im Jenseits mit den beiden Erschlagenen um dieser Frau willen herumzubalgen.

Wir zogen weiter. Wir ritten oder fuhren, denn an Geld mangelte es uns nicht. Drei Wochen später war Joe tot. Das gelbe Fieber. Ich vermietete mich auf einen Segler als Koch und fuhr hinunter nach Buenos Aires. Dort zog

ich ins Land hinein und blieb in der Kolonie Astoria hängen. — — —"

Onkel Daniel machte eine Pause. Tante Ursula legte ihre Brille auf den Tisch. Susanna blieb stumm, die Arme übereinandergeschlagen.

„Ich weiß nicht, ob der Mann nicht zu beneiden ist", sagte plötzlich Herr Stadtrat Schwendt, der sein Leben lang nicht weit über die Kantonsgrenze hinausgekommen. „Mir scheint, man hätte weniger Fett um die Seele." Tante Ursula klopfte mit der Stricknadel auf den Tisch.

„Schwendt", sagte sie. Daniel kehrte gewaltsam in das Land der Wirklichkeit zurück.

„Ja, ja", sagte er, „das sind Schicksale. Der Mann hat sich tapfer durchgeschlagen. Geld hat er nie verlangt. Es lag doch nahe, da sein Kind unsere Tochter geworden. Er scheint ja auch ganz ordentlich zu leben."

„Das Lumpenleben nennst du ordentlich, Schwendt", fragte Tante Ursula. Susanna schwieg noch immer.

Es war etwas in ihres Vaters Brief, das sie anzog, und etwas, das sie abstieß. Der braven, ordentlichen Bürgerstochter, die auf vorgeschriebenen Pfaden ging, war das Herumvagabondieren ein Greuel. Sie verstand auch nicht, daß man sich einwurzeln mochte, wo ein paar Körner Erde sich boten.

Aber ein Ahnen von Weite, Größe und Freiheit ging durch ihre Seele. Sie meinte, es müßte auch schön sein, sich einmal so recht durchblasen zu lassen. Es erschien ihr merkwürdig und wünschenswert, einmal so ganz tun und lassen zu können, was man wollte. Zu kommen, zu gehen, zu bleiben, alles, wie man wollte. Sie fühlte unbestimmt, daß einem solchen freien Menschen keine Bleigewichte anhingen, daß er denken und empfinden konnte, wie es ihm gefiel. Es machte sie auch der Gedanke nachdenklich, ob wohl die Liebe dort drüben durch Herkommen und Sitte gebunden sei wie hier, oder ob sie eine Zigeunerin geworden, frei zu kommen und zu gehen? Ob der Mann, der diesen Brief geschrieben, den Frauen wohl etwas nachgefragt haben mochte?

Susanna erschrak. Wie kam sie auf solche Gedanken? Es war ja ihr Vater, von dem sie derartiges wissen wollte? Vater? Das Wort sagte ihr nichts. Ein fremder Mann hatte ihr geschrieben. Sie strich sich die Locken zurück.

„Susanna", unterbrach Onkel Daniel ihr Sinnen. „Wir wollen weiter lesen." —

„Ich mag nicht erzählen, wie mein Lebensweg mich bergauf und bergab führte. Wie ich wieder dem Hungerleiden nahe kam und auch wieder mit mehr Geld klimpern konnte, als ich brauchte. Wie ich in der Kolonie Gärten anlegte, Drahtgeflechte machte, in einer Oelmühle als Knecht mithalf und eine Ernte lang Erdnüsse ausgraben half.

Ich will nur sagen, daß eine große Gleichgültigkeit den Dingen gegenüber mich beherrschte. Eine Art Gleichmut, in der ich mich um nichts sorgte, weder um die nahen, kommenden Tage, noch um die fernere Zukunft. Im rechten Augenblick fiel mir immer ein Apfel vom Baum, die Erfahrung hatte ich hinter mir.

Ich vergaß auch ganz und gar meine Vergangenheit. Sie ging mich nichts mehr an. Sonst wußte keiner etwas davon. —

Die unendliche Weite, die stets vor mir lag, wenn ich weiter zog von einem Ort zum andern ins Land hinein, die wenigen Menschen, denen ich begegnete und mit denen ich reden konnte, machten einen Schweigsamen aus mir, dem nicht nur die Rede, sondern auch die Gedanken still standen.

Mit einer guten Büchse, einem Jagdmesser und einem Pferd war ich in Astoria eingezogen. Die erste Nacht lag ich zum Schlafen auf der Erde nach Art der Eingeborenen. Ein Loch für den Kopf im Boden, eines für den Körper, zwei für die Ellbogen, und ich schlief, als gäbe es keine Betten.

Eure Mutter — daß mich einmal eine solche feine, zarte Frau lieb gehabt hat — würde sich wundern, daß mir das Schießen, das ihr allsonntäglich mit allem, was drum und dran hing, das Leben verdarb, einmal helfen würde, mir ein Haus zu bauen. Ein Tigerkatzenfell nach dem andern hing an der Blockhütte, die ich mir gezimmert. Weite Gemüsefelder legte ich an, hielt mir Schafe, später Pferde.

Ich kaufte und verkaufte. Einmal holte mir die Regierung — Gott verzeihe mir, daß ich ihr diesen Namen gebe — meine sämtlichen Pferde fort, um sie bei einem Aufstand zu gebrauchen. Ich erhielt eine Schrift mit großem Siegel, regelrecht ausgestellt und vom Sheriff unterschrieben, aber weder meine Pferde zurück noch je mein Geld. Da ich noch weniger Aussicht hatte, zu meinem Recht zu kommen, als weiland Michael Kohlhaas, ließ ich die Sache gehen, wie sie ging, und fing von vorne an.

Und nun kam die Zeit, da ich meinte, daß für mich das Glück an allen Bäumen hänge und ich nur zu schütteln brauche, um es herunterzuholen.

Meine Frau lag im Grab. Zwischen meinen Kindern und mir lagen Meere und Länder, mein Herz wartete darauf, zu seinem Recht zu kommen.

Ich verliebte mich. Sie war fünfzehn Jahre alt und war eine Indianerin, so schön, wie ich mich nicht erinnern kann, je eine Frau gesehen zu haben. Die bräunliche Haut glänzte, und die schweren, strähnigen Haare hingen ihr blauschwarz über den Rücken. Es gelüstete einen, die Fäuste darin zu verstricken und den kleinen Kopf zu schütteln, zu zermalmen vor lauter Liebe.

Ich nahm sie in mein Haus. Von dem Tag an lachte ich über alles, was gewesen war und kommen konnte. Ich lachte über meine Schuld, denn mein Glück hatte sie nun ganz verwischt und getilgt, ich lachte über meine Begriffe von Ehe und Familie, denn ich war unendlich glücklich ohne sie, ich lachte über Sitte, Kultur, Wissen, denn Kugalja konnte nicht lesen und nicht schreiben, und ihr Lachen klang schöner als alle Wissenschaft der Welt.

Sie gebar mir zwei Kinder. Schwarze Geschöpfe, wie die Mutter schön. Drollig wie kleine Bären. Biegsam wie Weidengerten. Ich schrie laut in die Prärie hinein vor Freude.

Mein Wohlstand stieg. Meine Pferdeschar verdoppelte sich. Mein Land kaufte eine Gesellschaft, die eine Eisenbahn bauen wollte, und diesmal sah ich mich vor, nicht nur Papiere als Bezahlung zu erhalten.

Ich baute mir ein Backsteinhaus und Ställe. Ich legte ein Lager von Fellen an, die ich von den Indianern eintauschte. Elfenbein, Bambusrohr, Indianerschmuck, alles das kauften die Matrosen, die teils Handel damit trieben, teils

ihr Geld los werden wollten und ihren Mädchen daheim den Firlefanz mitbrachten. Alle paar Monate ritt ich an die Küste mit ein paar Knechten und beladenen Pferden.

Oft litten meine Vorsätze dort Schiffbruch. Wenn mich die Spielwut nicht zu heftig packte, ritt ich heim, nachdem ich mein Geld im Beutel hatte und die Waren los war. Glückte es mir nicht, den Weg gleich zurückzufinden, spielte ich. Manchmal Tage und Nächte lang. Dazu trank ich und lag in der Bar, bis der Wirt mich in eine Pferdedecke einwickelte und hinaus in den Stall trug. Da lag ich, und wenn ich erwachte, fand ich meine Taschen leer. Alles Zähneknirschen nützte mir nichts, ob es mich Schwächling anging oder die Räuber, die mich bestohlen. Sie kannten mich aber im Hafen, und ein Pferd zum Heimreiten lieh mir ein jeder.

Zu Hause wartete Kugalja, lachte und küßte mich und warf mir, wenn ich kam, ihre Bälger von weitem in die Arme.

Es kam ein Tag, an dem ich fortziehen mußte, um Bambusrohr einzuhandeln. Ich blieb sehr lange fort. Teils weil ich tagelang den Indianern nachstreichen mußte, teils weil ich spielte, wo ein Weißer sich zeigte. Als ich heim kam, war Kugalja eine andere geworden.

Ich hatte ihr befohlen, sich einen Schutz zu nehmen, eine Hilfe, und ihr deshalb ein Mädchen gemietet, das von der nächsten Farm gekommen war und sich angeboten hatte. Die Männer, die ich mir für die Pferde hielt, Indianer, Neger, Mischlinge, wollte ich mit der Kugalja nicht in einem Hause haben. Das Mädchen sollte sie mir hüten. Es war sehr groß, stark, hübsch, aber derb, hatte kurze, kohlschwarze Haare, die unter dem roten Kopftuch hervorsahen, und war kaum achtzehn Jahre alt. Die konnte, wenn's sein mußte, auch einen verliebten Eindringling aus dem Haus werfen. Eine Handvoll Geld erhielt sie im voraus für diesen Dienst.

Als ich wiederkam, hatte Kugalja mit ihr solche Freundschaft geschlossen, daß sie sich zulachten, wenn ich den Rücken drehte, daß ich hinter Zäunen und in den Ställen ihre roten Röcke fliegen sah und stundenlang nach Kugalja rufen konnte, ehe sie mit der großen Kreatur aus dem Wald kam.

Einmal in der Nacht erwachte ich plötzlich, und bevor ich die Augen recht geöffnet, hatte mich die große Dirne, jetzt in den ihr zukommenden Männerkleidern, gepackt und hielt mich, den Liegenden, fest. Blitzschnell schlang Kugalja die Seile um mich, die Zähne dabei zusammenbeißend, damit die Schlingen halten sollten. Was half mein Wutgeheul? Ich hörte die Pferde davontraben, hörte die gellenden Freudenschreie der beiden und das Weinen meiner aus dem Schlaf gerissenen Kinder.

Einen halben Tag lag ich so da, denn was hatten meine Knechte in meinem Haus zu suchen? Was ich an barem Geld besaß, war weg. Einen Sack voll Ketten, Schlangenhäute und Felle hatten die beiden Teufel mit sich genommen, denn meine drei schönsten Pferde trugen mit Leichtigkeit eine große Last.

Nach sieben Wochen kam ich von einer Krankheit zu mir, die sich in Krämpfen und Schäumen gleich einem wilden Stier gezeigt, die ich früher nicht kannte und die mich von Zeit zu Zeit wieder heimsucht.

Das war alles, was mir von meiner Liebe übriggeblieben. Ich zerstampfte auch die Erinnerung daran, denn wenn sie mich überfiel, heulte und knirschte ich, zerschlug, was mir in die Hände kam, und trank, bis die schäumende Wut kam und mich hilflos machte.

Und doch kam ich wieder oben auf. Die Haufen kostbarer Felle in meinem Lager wurden größer und größer. Ganze Mengen von Bambus lagen bereit, und Elfenbein hatte ich von schwärmenden Indianern billig eingetauscht. Ich wollte ein Schiff damit beladen lassen und ritt zum Hafen, um eines zu mieten und einen Kapitän zu heuern, damit er es nach Europa fahre. Wenn mir das gelang, wollte ich heim.

Nicht heim in mein flaches, weißes Backsteinhaus, wo Kugalja gehaust und ich ihr Opfer geworden. Heim, in mein Vaterland, heim zu den Leuten, die sprachen und dachten wie ich, zu Menschen, die lesen und schreiben konnten und keine wilden Tiere waren, halb Affen und halb Tiger. Heim, in das kleine Städtchen mit der gedeckten Holzbrücke über dem breiten Wasser, wo wir als Kinder uns übers Geländer gebeugt und uns zwischen die Balken drängten, wenn ein Wagen mit Donnern einfuhr und die schweren Hufe der Pferde über die Bretter dröhnten. Und keine Stunde wollte ich länger warten, als ich mußte.

Wir zogen tagelang mit unseren beladenen Pferden dem Hafen zu. Ich leitete die Verladung selber. Der Kapitän, ein älterer, ehrlicher Mann, und seine Tochter halfen dabei. Auch der Schiffsreeder, der als ein Mann von zweifelhaftem Wert bekannt war, machte sich nützlich. Meinen Vertrag hatte ich mit größter Vorsicht abgefaßt, es war alles in Ordnung, und am nächsten Morgen um sechs Uhr sollte die Ausfahrt stattfinden. Nachts um elf Uhr waren wir mit dem Einladen fertig geworden, und ich hatte das Schiff verlassen, um Bekannte zu besuchen.

Man holte mich aus den Federn mit der Schreckensnachricht, daß das Schiff im Hafen gesunken sei und mit Mann und Maus und der ganzen Ladung auf dem Grunde liege. — —

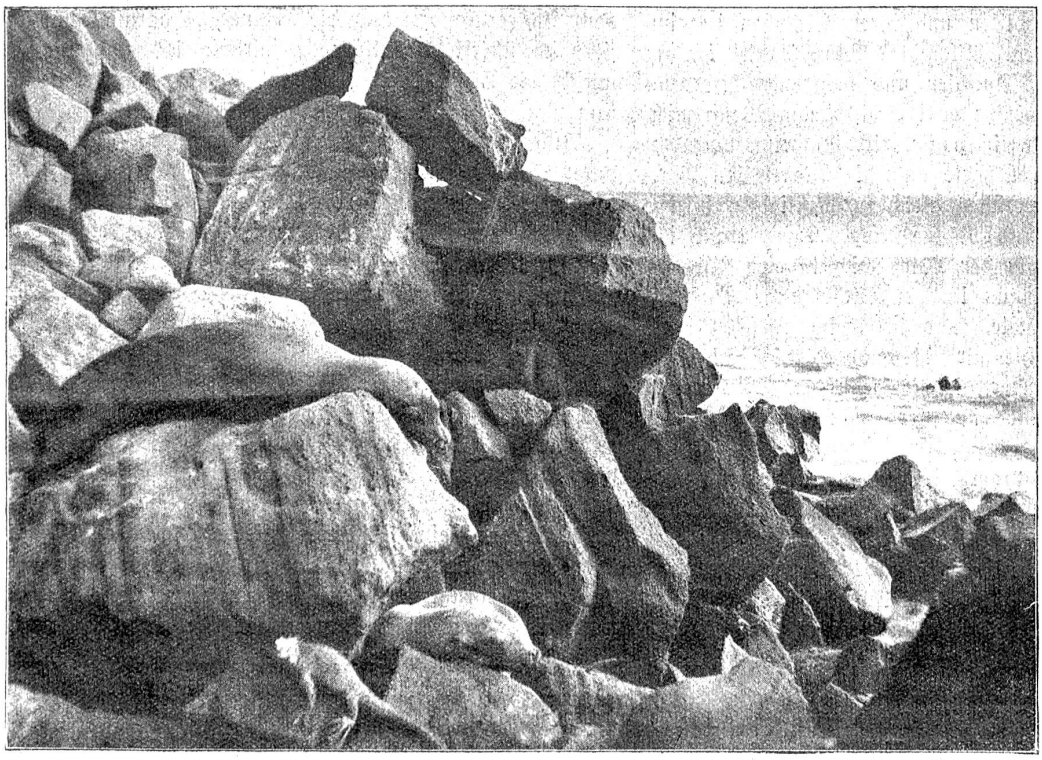
Ich stürzte zum Reeder, denn es hatte sich sogleich das Gerücht verbreitet, das Schiff sei böswillig angebohrt worden, um die Versicherungssumme einzuheimsen. Er war nicht zu finden. Er sei fortgeritten, sagte man mir.

Was half es mir, daß er verfolgt und endlich gefangen wurde? Was half es mir, daß er ein paar Jahre Gefängnis bekam? Ich wurde nicht entschädigt, und die Arbeit von vielen Jahren lag auf dem Meeresboden.

Zehn Tage trank ich im Hafen herum. Zehn Abende nacheinander verspielte ich, was ich noch hatte. Danach ritt ich heim.

Die Hoffnung, reich zu werden, die mich seit Kugaljas Verrat mit ihrem heißen Atem allein noch lebendig hielt, war in alle Winde zerstoben. Ich hatte den Mut verloren und lag den ganzen Tag auf ein paar Fellen herum. Alles ging drunter und drüber. Die Pferdeknechte stahlen, was sie in die Hände bekamen. Meine Felder bebaute ich nicht, und meine Pflanzungen pflegte ich nicht. Endlich verkaufte ich den Kram, ritt dem Hafen zu, kaufte mir Tinte und eine Feder und schrieb an Euch. Ich hielt es vor Heimweh nicht mehr aus.

Ich will Euer Leben nicht stören. Laßt mir irgendwo einen Platz in dem alten Städtchen oder auf dem Land,



Ein Idyll an der Küste einer Galápagosinsel: Seelöwen und Riesenechsen ergötzen sich an der Tropensonne.

wo Ihr wollt und ich Euch nicht im Weg bin. Aber erlaubt mir, daß ich komme. Und wenn ich wieder in der alten Heimat sein werde, besucht mich, wenn Ihr es wagt, einen solchen zermürbten Mann in Eurer Nähe zu haben. Grüßt, wenn sie leben, Eure Pflegeeltern. Euer Vater. — —"

(Fortsetzung folgt.)

Nacht.

Wie Fackeln brennen die Lichter im Strom,
Aufzuckend in den Fluten.
Im Samt der Nacht steht grau der Dom,
Ein Zeichen den Bösen und Guten.

Die Stadt schlief ein, des Tages satt,
Doch stehn ihre Fenster offen.
Wo einer seufzt, von Sorgen matt,
Dem zeugt die Nacht ein Hoffen.

Wie eine Mutter hält sie Wacht,
Wiegt alles in heilenden Schlummer.
Die himmlischen Leuchten hält sie entfacht
Und wandelt in Träume den Kummer.

O Nacht, durch deines Dunkels Tor
Rauschen die Wogen der Zeiten.
Du zeigst dem, der sich im Schatten verlor,
Lichthelle Ewigkeiten.

Ernst Oser.

Galápagos, das Ende der Welt.

Im Stillen Ozean, 950 Kilometer von der Küste Südamerikas, direkt unter dem Aequator, liegt die zu Ekuador gehörige Inselgruppe der Galápagos oder Schildkröteninseln. Die meisten der fünf großen und vielen kleinen vulkanischen Inseln sind unbewohnt, obschon seit ihrer Entdeckung bereits 300 Jahre verstrichen sind und obschon das Klima trokken, angenehm und gesund ist. Eine vorweltliche Stille umgibt die Felsen dieser Eilande. Nur selten landen hier Seefahrer, um mit den farbigen Bewohnern der größten der Inseln Produkte auszutauschen. Früher waren die Schildkröteninseln ein Unterschlupf der Seeräuber und Freibeuter.

Erstmals wissenschaftlich erforscht wurden sie durch den englischen Naturforscher Charles Darwin, der hier vor bald 90 Jahren vier denkwürdige Wochen verbrachte und der, wie behauptet wird, durch Beobachtung der seltsamen Tierwelt von Galápagos die erste Anregung zu seinem „Ursprung der Arten" erhielt.

Seit Darwins Aufenthalt mögen die Schildkröteninseln noch öfters von Europäern besucht worden sein. Im März 1923 hat der amerikanische Forschungsreisende William Beebe, Direktor der Abteilung für Tropenforschung der New Yorker Zoologischen Gesellschaft, für kurze Stunden auf ihnen verweilt. Er war von 13 Mitarbeitern begleitet, die während des kurzen Aufenthaltes dank einer klug ausgedachten Arbeitsteilung eine solche Fülle von Stoff zusammentragen konnte, daß eine dickbändige, mit vielen Illustrationen geschmückte Monographie (William Beebe: „Galápagos, World's End", New York und London 1924) und zahlreiche andere Publikationen über die Inselgruppe möglich wurden.

Beebes Schilderungen bestätigen die Tatsache, daß Galápagos heute noch ein schier unberührtes Vorweltparadies darstellt; allerdings sind gewisse Vertreter seiner eigentümlichen Tierwelt, vor allem seine vier- und fünfhundertjährigen Riesenschildkröten bereits im Aussterben begriffen, und die wissenschaftliche Inventuraufnahme der amerikanischen Expedition kam eben noch zur rechten Zeit.

Wer wissen möchte, wie friedevoll es auf der Erde zur menschenlosen Zeit ausgesehen haben mag, der muß Beebes Galápagosbuch zur Hand nehmen. Wir lesen dort folgende Schilderung: „Enten blickten neugierig die zum ersten Male geschauten Menschen an, Möwen folgten ihnen als ständige Begleiter, Fliegenfänger hingen sich an die Kamera, blaue Reiher ließen uns bis auf drei Meter herankommen, Krabben zeigten sich vertrauenswillig, Seehunde hatten nur ganz gelegentlich gegen den Fremdling etwas einzuwenden. Pinguine waren von denkbar größter Freundlichkeit, Benjamin, unser junger Seelöwe, zeigte geradezu Liebe für den Phonographen, Habichte folgten den Forschern auf ihrem Weg, kleine Eidechsen huschten über das Gestein und nahmen Fliegen von unseren Fingern — und was Amblyrhynchus cristatus, den großen Seeleguan, anbelangt, so war ihm gegenüber nur ein ganz klein wenig Kriegslist erforderlich. Als ich ihn zum ersten Male erblickte und mich dazu verstand, auf allen vieren auf dem Felsen herumzukriechen, wurde ich in den Augen der Riesenechse